Paul Fleming.

Eine Charakteristik.

Inaugural-Dissertation

der

philosophischen Facultät der Universität Rostock,

vorgelegt

von

Gustav Naumann,

Lehrer der Realschule zu Güstrow.

Güstrow 1874.

Druck der Ebertschen Rathsbuchdruckerei.

Paul Fleming.

Eine Charakteristik.

Paul Fleming ist geboren am 5. Oct. 1609 zu Hartenstein, einem kleinen Städtchen im Voigtlande. Er war von guter Familie*). Sein Großvater war Bürgermeister in Lichtenstein gewesen; sein Vater Abraham Fleming war Pfarrer in Topseifersdorf und zuletzt in Wechselburg. Hartenstein gehörte zu den Besitzungen der gräflichen Familie Schoenburg=Waldenburg, welcher unser Dichter viele lateinische und deutsche Gedichte zu Hochzeiten und bei Sterbefällen widmete. Aus der Art, wie dieselben jener Familie Erwähnung thun, ersieht man, daß diese dem Vater wie dem Sohne sehr zugethan gewesen ist. Nimmt man dazu, daß eine Gräfin Pauls Pathe war, so darf man wohl den Schluß ziehen, daß ein lebhafter Verkehr zwischen dem Schlosse und dem Pfarrhause in Hartenstein stattgefunden, ein Umstand, der in Bezug auf die Bildung des Dichters, auf Anstand und feine Sitten von Bedeutung sein mußte.

Drei Jahre nach der Geburt des Dichters wurde seine Schwester Sabina geboren, deren er wiederholt zärtlich in seinen Gedichten gedenkt**). Nur bis zum siebenten Jahre lebt Fleming in ungetrübtem Glück, denn schon 1616 verliert er seine Mutter Dorothea, geb. Müller, deren Namen er merkwürdiger Weise mit Elise Fischer

---

*) Sonnette II, 14. Grabschrift für sich selbst:

„Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren."

Hier und bei den anderen Citaten aus Fleming ist der Verfasser selbstverständlich der Ausgabe von Lappenberg gefolgt.

**) So besonders in dem Epigramm III, 51, in welchem er sich bei seiner leiblichen Schwester Sabina anklagt und entschuldigt wegen der langen Reise nach dem Orient.

angiebt.*) Jedoch zum Glück erhielt er noch in demselben Jahre durch seine Stiefmutter Ursula Koehler geb. Zehler einen Ersatz für seinen frühen Verlust. Und da er sich bei der zweiten Verheirathung seines Vaters in einem Alter befindet, wo erst die Kinder bleibender Erinnerung fähig werden, so wurde die Fröhlichkeit seiner Kinderzeit durch jenen Verlust kaum getrübt; er hat sich an seine Stiefmutter mit einer Zärtlichkeit angeschlossen,**) die er ihr bis an ihren Tod (1633) bewahrte.***) Sein Vater hat sich später noch zum dritten Male verheirathet, doch ist Paul mit dieser zweiten Stiefmutter in gar keine Berührung gekommen.

An den wunderschönen Ufern der Mulde, in reizender Gegend wuchs Fleming kräftig heran und erhielt seinen ersten Unterricht vom Vater, und als er vermochte, das eine Stunde entfernte Mittweida zu Fuß zu erreichen, bei dem Rector der dortigen Stadtschule Matthias Fliher, unter welchem er auch die erste Bekanntschaft mit den lateinischen Dichtern machte. Doch bald erkannte man, daß dieser Unterricht zu Mittweida für den Knaben auf die Länge der Zeit unzulänglich war, darum wurde er 1623 nach Leipzig auf die Thomasschule gesandt.****) Die damaligen Rectoren Crell und

---

*) Manium Glogerianorum VII, 14: Das Gedicht »tumulus matris« widmet er seiner Mutter, an deren Antlitz er sich nicht mehr erinnert, aber deren Verlust er beweint. In der hinzugefügten Dedication nennt er sie Elisabeth Fischer.

**) Silvarum II, 3: Diese Elegie ist an Georg Gloger gerichtet, mit dem er nach seiner Heimath reisen will. Dort heißt es von seiner Stiefmutter »et mihi materna juncta noverca fide«.

***) Sie wird von ihm gepriesen in fernem Lande, und er beklagt sich (man. Glogerian. VII, 32 »tumulus Ursulae Colerae (Koehler) novercae) daß es ihm nicht einmal vergönnt sei, ihr die letzte Pflicht zu leisten. — So auch sucht er (Epigram. V, 70 ad parentem super obitu hujus novercae beatae) seinen Vater über den Tod zu trösten. — Poet. Wälder IV, 51 v. 41 giebt er sogar sich Schuld, daß seine zweite Mutter die Angst und Sorgen um ihn nicht habe ertragen können.

„Die Angst hat mir vorlängst mein Erbtheil aufgerieben,
Die Mutter umgebracht; nun muß ich euch betrüben,
In was vor Stande wohl der alte Vater sei,
Den dieser mein Verlust mehr als sonst Alles reu'."

****) Zachariae und Andre haben daraus, daß Fleming „Meißen" oft für das ganze Sachsenland gebraucht, irrthümlich geschlossen, daß der Dichter auf der Fürstenschule zu Meißen gewesen.

Merck waren beide dem Jünglinge sehr gewogen und erkannten bald dessen poetische Anlage.

Während seiner Gymnasialzeit hat er wohl zahlreiche Freunde unter seinen Schulkameraden gehabt, denn in vielen Gedichten lernen wir auch die Namen derselben kennen, doch am wichtigsten für seinen Dichterberuf ist damals sicher die Freundschaft gewesen, die ihn mit seinem Gesanglehrer an der Thomasschule Johann Hermann Schein verband. Zu diesem Manne, der überdies sein specieller Landsmann war, fühlte sich Fleming sehr hingezogen, besonders da er sich für dessen Lieder begeisterte, und durch ihn wurde wohl zuerst seine Liebe zum Gesang geweckt.*) Diese Hinneigung zur Harmonie der Töne hat ihn auch jedenfalls getrieben, die Bekanntschaft noch mehrerer anderer Musiker zu suchen, mit denen er auch später noch in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand; so ist besonders hier zu nennen der kurfürstl. sächsische Kapellmeister Schütze zu Dresden.**)

Während Fleming schon bei seiner Aufnahme in die Thomasschule in die Universitätsmatrikel eingetragen war, — wahrscheinlich geschah dies damals gewöhnlich äußerer Vortheile wegen — leistete er Michaelis 1626, also in seinem neunzehnten Jahre, den Studenteneid und begann sein Studium auf der Universität. Sein Brotstudium war Medicin, doch fehlen uns über den Bildungsgang, den der Dichter in dieser Wissenschaft genommen, alle näheren Nachrichten. Daß er aber darin nichts Unbedeutendes wird geleistet haben, dafür zeugt der Umstand, daß er nach neunjähriger Unterbrechung seiner

---

*) In einem Anagramm aus dem Jahre 1630 verherrlicht ihn Fleming (Poet. Wälder II, 6):

„War Schein ein hoher Man,
War Schein ein hoher Nam', als Schein nur schien auf Erden,
Wie viel ein höhrer Man und Name wird Schein werden,
Nun Erd und Himmel er zugleich bescheinen kann.“

**) Poet. Wälder IV, 15:

„Wenn Schützens Lieder klingen,
So wächst des Sachsens Lust.“

Oden IV, 15:

„Du mit Liedern, Spiel und Saiten
fahrest in den finstern Schacht?
(Zu seinen verstorbenen Eltern.)
Schütz, auf deinen Namen blos
Giebt der Tod die Todten los.“

akademischen Studien auf der damals berühmten Universität Leyden binnen wenigen Monaten den medicinischen Doctorgrad ohne Schwierigkeit erreichte. Er selbst giebt uns auch ein Zeugniß über den Werth seiner Kenntnisse, eine Versicherung,*) der wir bei seiner Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe sicher Glauben schenken dürfen.

Wichtiger für unsern Zweck ist aber zu erfahren, wie sein Entwicklungsgang als Dichter gewesen. Von philosophischen Collegien besuchte er die Rhetorik und Dialectik; dazu hörte er dann auch noch in seinem fünften Semester Poetik. Wenn wir nun von seinen lateinischen Gedichten absehen, so haben wir von den deutschen Gesängen, die er bis zu dieser Zeit gedichtet haben mag, nur sehr wenige. Wahrscheinlich hat er die Mehrzahl seiner jugendlichen Versuche, weil er ihren Unwerth erkannte, selbst vernichtet. Doch neben den ernsten Studien wurden auch einige Stunden des Tages der Erholung und dem Umgange mit zahlreichen Freunden gewidmet, mit denen er sich in dem anmuthigen Rosenthal erging, oder auch nach weiteren Spaziergängen in der Umgegend Leipzigs, an Gesang, jugendlichen Spielen und natürlich auch an der ländlichen Küche erfreute. Wie groß sein Freundeskreis gewesen, und wie treu die Freundschaft gemeint war, ergiebt sich aus den vielen Namen, die wir aus seinen späteren Gedichten kennen lernen; fand er ja doch unter den Studenten sehr viele, die seine Schulkameraden gewesen waren.

Von sehr großer Bedeutung aber für den Bildungsgang des Dichters ist unbedingt seine nähere Bekanntschaft mit einer Anzahl schlesischer Studenten, besonders mit Georg Gloger, der seinem Herzen am nächsten gestanden. Dieser enge Anschluß an die Schlesier wurde wohl zum Theil durch die Vermittlung Glogers bewirkt, doch läßt es sich vollständig nur dadurch erklären, daß die Mehrzahl derselben mit unserm Dichter für die schnell aufgeblühte Poesie des Martin Opitz begeistert war. Durch Gloger lernte Fleming zuerst die Schriften des schlesischen Dichterfürsten kennen, und haben dieselben dazu beigetragen, sein kritisches Urtheil zu schärfen und seine poetische Begabung auszubilden; durch ebendenselben wurde er auch,

*) Poet. W. IV, 53:
„Ich bin von Jugend her
Der Wissenschaften Freund, die ich nicht ohngefähr
Und obenhin nur weiß.“

als Opitz auf einer Reise Leipzig passirte, diesem zugeführt. Wenn nun auch diese Bekanntschaft eine sehr flüchtige war, so haben bei unserm Dichter die Worte der Anerkennung seines Talentes,*) die von jener Seite gespendet wurden, gewiß den günstigsten Eindruck zurückgelassen. Paul blieb ihm stets dafür dankbar, und wie er selbst gesteht, sollen der „Bußpsalmen„ und „das Gebet Manasses"**) nur eine Nachahmung von Opitz' „Klagelieder des Jeremias" sein.

Mit seinem Freunde Gloger, der einige Semester älter war als er, hat er viele glückliche Stunden verlebt, wohnten doch beide Wand an Wand; beide haben wiederholt auch die Heimath Pauls besucht. Viel verdankte also Paul diesem Freunde, aber die Behauptung, daß Gloger sein poetisches Talent erst erweckt habe, ist sicher aus seiner zu großen Bescheidenheit und seiner Dankbarkeit entsprungen;***) jedoch wird ihn Gloger beständig zur Poesie ermuntert haben. Wie schwer mußte es daher den jungen Mann treffen, als ihm während seiner Studien sein lieber Gloger starb; dafür zeugen viele Lieder, die auf den Tod des Freundes sich beziehen, dafür zeugt der Umstand, daß Fleming alle Gedichte, die während ihrer Freundschaft entstanden, unter dem Titel „manes Glogeriani" gesammelt und herausgegeben hat. Diese eben erwähnten Gedichte überreichte Fleming dem von allen Zeitgenossen hochverehrten Prof. Buchner in Wittenberg zur Kritik, und hatte die Freude, daß auch von diesem Manne, auf dessen Urtheil man etwas geben konnte, sein dichterisches Talent anerkannt wurde. So wurden seine Gedichte auch in weiteren Kreisen bekannt und fanden Beifall, und als er am Ende seiner akademischen Laufbahn auf die vergangenen Tage zurückblickte, konnte er selbst befriedigt von dem Lohn sprechen, welcher seiner Arbeit geworden war. So redet er in einem Gedicht von drei empfangenen Kränzen,****) und nennt darunter als

---

*) Folgendes Distichon schrieb Opitz in Flemings Stammbuch in Bezug auf dessen Wahlspruch »festina lente« (Silvarum liber adoptivus 1):

Nil video, quo te tardum credamus, amice,
Qui te non sequitur, lentior ille mihi est.«

**) Poet. W. I, 4 und 8.

***) Poet. W. II, 7:

„Apollo war mir günstig,
Der Musikant und Arzt, weil Du mich machtest brünstig
Zu seiner doppeln Kunst."

****) Poet. W. IV, 44 v. 119.

ersten die Dichterkrone, welche ihm in seiner Heimath von dem kaiserlichen Pfalzgrafen Aeschel überreicht wurde; der zweite, den er in Leipzig auf der hohen Schule gewonnen, ist jedenfalls die Magisterwürde gewesen; mit dem dritten endlich, der nur erst halb geflochten war, muß das medicinische Doctordiplom gemeint sein, zu dessen Erlangung er sich damals schon vorbereitete.*)

Fleming hatte sich also einen für seine Jugend sehr reichen Kreis von Gönnern und Freunden sowohl innerhalb Leipzigs als auch auswärts erworben. Aber das Sehnen seines warm fühlenden und liebesbedürftigen Herzens ward durch Freundschaft nicht allein gestillt, sondern schon in Leipzig fand er eine Geliebte, die Rubella, welche in einer Menge lateinischer Gedichte gefeiert wird.

Doch dieser Liebesfreude, der er in einer Sammlung von lieblichen Liebesscherzen Ausdruck gegeben, folgte sehr bald der Schmerz über den Tod seiner Geliebten. Sie starb in derselben Zeit wie sein Freund Gloger, nämlich während der Pest im Jahre 1630.**) Ueber die persönlichen Verhältnisse der Rubella ist aus des Dichters Werken nichts Weiteres zu ersehen. Noch weniger läßt sich über die Namen der andern Leipziger Freundinnen, die wir in seinen Gedichten antreffen, sagen, denn dieselben, Rosilla (Röschen), Parthenia (Jungfräuliche), Philyrene (Lindenstädterin, d. i. Leipzigerin) sind offenbar nur poetische Benennungen; vielleicht ist aber damit immer nur jene Rubella gemeint.

Wann und zu welchem Zwecke Fleming Leipzig verlassen, ist dunkel. Nur das scheint fest zu stehen, daß er mit mehreren Freunden, als im Anfang des Jahres 1633 die Kaiserlichen unter Holcke Leipzig besetzten und plünderten, und mit dem fremden Kriegsvolk die Pest abermals auftrat, der Musenstadt den Rücken gekehrt hat; ferner daß ihn in Solitz, einer Ortschaft nicht weit von Leipzig, die Nachricht erreichte, daß die Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Holstein durch Rußland nach Persien eine beschlossene Sache wäre. Den Wunsch Flemings, diese Reise mitzumachen, hat der dem Dichter wohl gewogene Adam Olearius, Assessor der Leipziger Juristen-Facultät, schon früher gekannt, und auf dessen Empfehlung hin gelang es unserm Dichter, die Stellung eines Hofjunkers und Truchseß bei der Gesandtschaft zu erhalten. Mit jenem gelehrten

*) P. W. IV, 51 v. 47.
**) P. W. IV, 48 v. 25—27.

und edlen Manne war Fleming erst in der letzten Zeit bekannt geworden, vielleicht hatte sie die Begeisterung für die Poesie nach der neuen, d. h. Opitzschen Art zusammengeführt. Das gemeinsame Schicksal erst verband beide zur engsten Freundschaft.

Der Zweck jener Gesandtschaft, wie man aus der Reisebeschreibung des Olearius erkennen kann, war, den ostindischen Handel, durch den sich die Holländer bis dahin fast nur allein bereicherten, auf den Landweg durch Persien und Rußland an Holstein zu bringen. Der Urheber dieses Planes war ein Hamburger Kaufmann, Otto Brüggemann, der denn auch neben dem Licentiaten der Rechte und holsteinischen Rath Philipp Kruse an der Spitze der Gesandtschaft stand. Wir verzichten darauf, außer den Genannten, die unserm Dichter ganz besonders nahe standen, noch andre Personen von dem zahlreichen Gefolge zu nennen; nur den Leibmedicus Hartmann Grahman, einen Thüringer, können wir nicht umhin, wegen der mancherlei Berührungspunkte, die er mit Fleming hatte, noch besonders namhaft zu machen.

Doch ehe wir den Dichter seine große Reise antreten lassen, müssen wir die Frage beantworten, was der Grund eigentlich war, der ihn zu dieser Reise veranlaßte. Wenn der Dichter selbst auch in seinen Werken angiebt, daß er die Flucht ergriffen, als der Feind das Meissner-Land zum dritten Male überschwemmte,*) und für seine Muse kein Raum war,**) oder daß in damaliger Zeit der Mann nichts gelte, der nicht gereiset wäre,***) so finden wir doch aus den beiden Oden an die Gesandten einen des Dichters würdigeren Beweggrund, sein Vaterland in der furchtbarsten Noth im Stich zu lassen. Dort sieht er die Expedition nach Persien nicht blos vom materiellen Gesichtspunkte an, sondern sie erscheint ihm in einem erhabenen Lichte, nämlich sie sollte den Kreuzzug der Christen gegen die Ungläubigen, die sich in Europa eingedrängt, vorbereiten.****)

*) Poet. W. IV, 53 v. 53. — **) P. W. IV, 48 v. 21. — ***) P. W. IV, 53 v. 62. — ****) Oden IV, 21 v. 25 etc. Oden IV, 22 v. 49:

„Ich bin froh, daß mir der Himmel
Solche Gunst hat angethan,
Daß ich unser Kriegsgetümmel
Kann von fernen sehen an
Und den Weg so hoher Sachen
Mit euch großen Leuten machen.

Vor seiner Abreise nach dem Norden machte er seinen letzten, den allerletzten Besuch in Wechselburg. Trotz der Mahnungen seiner geliebten Stiefmutter und anderer Verwandten und Freunde*) blieb er seinem einmal gefaßten Entschlusse treu und riß sich aus den Armen seiner Lieben.

Seinen Weg nahm er über Zerbst und Angermünde und traf im October in Hamburg ein, wo er im Krusischen Hause eine gastliche Aufnahme fand. Nach mancherlei Vorbereitungen verließ die Gesandtschaft im November den heimathlichen Boden in Travemünde und erreichte glücklich Riga, wo sie bis Mitte December bleiben mußte. Hier wie nachher in Dorpat machte er die Bekanntschaft von mehreren deutschen Gelehrten, unter denen sich sogar einige Verehrer deutscher Poesie befanden, was aus der in den wohlhabenden Ostseestädten stets genährten Bildung sich wohl erklären läßt. Erst im Juli 1634 hielt die Gesandtschaft, nach einem längeren Aufenthalte in Nowgorod, ihren Einzug in die alte Hauptstadt der Moskowiten. Die Gesandten baten vorerst den Czaren Michael Fedorowitsch, den Schwager ihres Herzogs, um freien Durchzug. Doch da derselbe nur unter Bedingungen gestattet werden sollte, die zu erfüllen die Gesandten keine Vollmacht besaßen, so mußten sie wieder umkehren, um neue Instructionen aus Gottorp zu erhalten. Im Januar 1635 traf die Gesandtschaft in Reval ein und begab sich zu Lande nach Holstein, während der größte Theil des Gefolges, darunter auch unser Dichter in jener Stadt zurückblieb. Dieser zehnmonatliche Aufenthalt Flemings in Reval nun ist wohl die wichtigste Zeit für sein Leben und für seinen Dichterruhm geworden.

Die Stadt Reval hatte einen vollständig deutschen Character; denn früher selbst ein Glied der Hansa, erhielt sie auch, nachdem sie schwedisch geworden, noch immer starken Zuzug aus den Hansastädten. Lübisches Recht war herrschend; in der Kirche und Schule lehrte man die Augsburger Confession; ein Gymnasium bereitete die Schüler für die Universität vor. Reval hatte auch einen guten Hafen und war Hauptstapelplatz des russischen Handels; daher war auch dort große Wohlhabenheit zu finden. Dazu kam noch lebhafter, geselliger Verkehr, dem auch geistige Anregung nicht fehlte. Das Alles zusammen genommen erklärt leicht, daß in solchem Orte sich unser Dichter sehr bald heimisch fühlen mußte.

---

*) Son. II, 4.

Unter den Gelehrten zunächst sind hier zwei Männer zu nennen, die seinem Herzen nahe standen und sein poetisches Talent wohl zu schätzen wußten, die beiden Professoren Rainer Brockmann und Timotheus Polus. Dem ersteren widmete Fleming bei seiner Vermählung ein Hochzeitsgedicht, das aus einem ganzen Kranz von Liedern besteht, die durch eine Novelle an einander gefügt sind.*) Der andere, selbst gekrönter Poet, wird in vielen Gedichten Flemings als treuer Freund in Leid und Freud gepriesen. Von ihm haben wir noch eine Ode auf Flemings Tod, die in Bezug auf ihren poetischen Werth zwar nur sehr mittelmäßig ist, die uns aber zeigt, daß Polus schon damals Fleming wenigstens neben Opitz stellt.**)

Doch was unsern Dichter gerade in dieser Zeit zu so zahlreichen poetischen Ergüssen anregte, war die Bekanntschaft mit zwei Hamburger Familien, die seit längerer Zeit in Reval wohnten. In die erste, die Familie Müller, fand er Zutritt durch den Gesandten Brüggemann, einen Verwandten des Hauses, und bald war er so heimisch geworden, daß er keine Festlichkeit vorbeigehen ließ, ohne durch Gedichte die Freude zu erhöhen. Während aber seine Freunde Kruse und Olearius in diesem Hause an zwei der sieben Töchter ihre Herzen verloren, sollte auch unserm Dichter der Aufenthalt in Reval für sein Herz gefährlich werden.

Durch die Müllersche Familie nämlich wurde er auch eingeführt in die Familie des Kaufmanns Niehusen, dessen drei Töchter Elisabeth, Elsabe und Anna ihn dergestalt begeisterten, daß er sie als die Gratien der Erde in verschiedenen Gedichten***) feierte, und sie nach einander mit den Prädikaten der Keuschen, der Schönen, der Frommen besang; doch nannte er sie so, nur um sie durch Namen zu unterscheiden, „sonst seid ihr ganz gleich eins, gleich fromm, gleich keusch, gleich rein“.****) Von diesem Kleeblatt war es die zweite der Schwestern, Elsabe, welche des Dichters Herz gleich beim ersten Anblick zur reinsten Flamme entzündete, die ihn fast zwei Jahre lang beseligte, aber nachher ihm auch das größte Unglück seines Lebens brachte; wahrscheinlich auch sein Herz gebrochen hat. Die Geschichte seines liebevollen Herzens liegt uns klar vor Augen in denjenigen seiner Lieder, in denen er seine Geliebte entweder unter der verschiedensten Versetzung ihres Namens nennt, (Salvie, Basile

*) Poet. W. III, 6. — **) Beilage III, 25 v. 97.
) Son. IV, 33—37 und 51—73 — *) Son. IV, 35 v. 8.

oder Basilene, Salibene, Salibande) oder akrostichisch auf ihren Namen hinweist, oder endlich sie durch Namen nach ihrem Aufenthalte bezeichnet (Harrie, Valeria=Revalia, Balthie).

Aus diesen Gedichten*) erfahren wir, daß dieses mit großer Schönheit und reichen Kenntnissen ausgestattete Mädchen die ersten poetischen Liebesbetheuerungen des Dichters zurückgewiesen. Doch später neigte sich ihr Herz unserm Dichter zu, der in seiner Bewerbung beharrlich blieb; aber eine förmliche Verlobung konnte derselbe nicht erreichen, worüber er sich jedoch beim Abschied damit tröstete, daß die Verhältnisse nur das Geheimniß ihrer gegenseitigen Liebe verlangten.**) Vielleicht aber wollte Elsabe nur ihren Freund beim Abschied nicht kränken, und ließ denselben daher bei seiner Hoffnung.

Aus der ersten Zeit nach seiner Abreise haben wir nun eine Reihe von Oden und Sonetten, die an seine Geliebte gerichtet sind. Dann aber erfahren wir aus einem Epigramm,***) daß sie ihm in einem Briefe Vorwürfe gemacht hat, weil er sein Versprechen, sich in Moskau von der Gesandtschaft zu trennen und die gefahrvolle Reise aufzugeben, nicht gehalten habe. Er tröstet sich damit, daß ein solcher Schritt mit seiner Ehre nicht vereinbar gewesen. Später beklagt er sich bei seinem Freunde Olearius, daß Balthie ihn nicht mehr grüßen lasse. Endlich wird ihm Gewißheit über die Auflösung des schönen Verhältnisses. In Persien bereits angelangt, erfährt er die Verlobung seiner angebeteten Elsabe mit dem früheren Lehrer ihrer Familie, Salomon Matthiae, welcher eine Professur in Dorpat erhalten. Daß Fleming trotzdem die Elsabe nachher noch in einem Sonett****) das Herzblatt unter den drei Schwestern nennen konnte, und noch in andern Gedichten seiner theuren Basilene gedachte, zeugt von der Innigkeit seiner Liebe, aber auch von dem Schmerz über den Verlust.

Einigermaßen getröstet wurde unser Dichter dadurch, daß die jüngere Schwester Anna bald nach seiner Rückkehr nach Reval seine Braut wurde. An diesen Ersatz hatte er wohl schon vor seiner Ankunft gedacht. In den ihr gewidmeten Gedichten wird auch ihr Name verhüllt, doch unzweifelhaft nennt sie der Dichter unter den Namen: Anemone, Amnie, Amene. Allein das anziehende Liebesleben des Dichters hat uns verleitet, die weitere Geschichte der Ge=

---

*) Oden V, 11—22 und Son. IV, 31—59. — **) Oden V, 28.
) Epigramm III, 45. — *) Son IV, 50.

sandtschaft nur allzu lange zu unterbrechen. Holen wir daher das Versäumte nach, so weit es nothwendig ist. Ueber die Erlebnisse Paul Fleming's auf der Reise wissen wir überhaupt ja nur wenig.

Die Gesandten langten aus Gottorp, nachdem sie aus einem Schiffbruch glücklich ihr Leben gerettet, in Reval wieder an, mußten aber wiederum daselbst längere Zeit verweilen, weil ihre Creditive bei jenem Unglück verloren gegangen waren, und sie also die neuen aus Holstein erwarteten. Im Februar 1636 ging denn das Comitat von Reval ab. In Moskau wurden erst noch einige russische Soldaten und Officiere als Bedeckung angenommen, und dadurch wurde die ohnehin schon zahlreiche Reisegesellschaft um ein Bedeutendes vergrößert. Während die Gesandten in Moskau durch Geschäfte längere Zeit aufgehalten wurden, gingen Fleming und sein Freund Lyon Bernoulli, der ebenfalls die Charge eines Hofjunkers bekleidete, mit dem Gepäck voraus bis Nischnei Nowgorod, woselbst man nach geschehener Vereinigung mit den schnell nachgereisten übrigen Gliedern der Legation ein neu erbauetes Schiff bestieg. Dieses Schiff trug nach dem Herzoge von Holstein den Namen „Friedrich" und sollte die Gesandtschaft die Wolga hinunter über das caspische Meer nach Persien bringen. Während dieser Fahrt nun, sowie überhaupt auf der ganzen Reise, wurden nicht nur die Namenstage der Freunde durch unsern Dichter gefeiert, sondern auch manches andere Object gab ihm die Veranlassung zu poetischem Wirken. So dichtete er z. B. zwei Sonette über Rußlands Hauptstadt,*) sodann ward das Dankfest, welches man am Gedenktage des erzählten Schiffbruches zu Astrachan feierte, Veranlassung zu mehreren Gedichten**) u. a.

Zuerst war die Seefahrt günstig, doch im Anfang November sollte unser Dichter selbst die Schrecknisse eines Schiffbruches erleben. Ein furchtbarer Sturm erhob sich, der dem Schiffe die Boote raubte, so daß die Gesandten sich kaum ans Land retten konnten, während Olearius und Fleming auf dem Schiffe ausharren mußten. Beide, das wissen wir aus des Olearius Reisebeschreibung, hatten sich kleine Fäßchen um den Hals gehängt, um lebend oder todt ans Ufer gespült zu werden, und sahen gefaßt ihrem Ende entgegen. Da man kein anderes Rettungsmittel fand, so kappte man die Anker und ließ das Schiff stranden, zumal da der Sturm sie nach der Stelle hin-

*) Son. III, 27 und 28.

**) Poet. W. IV, 44—47 und mehrere Sonette.

trieb, wo die Gesandten früher gelandet. Dieses Wagniß gelang über alles Erwarten glücklich und man kam zu Nisowai in Schirwan ans Land. Bald darauf trat man die beschwerliche Landreise an, überstieg den Taurus und erreichte am 3. August das Ziel der Reise, Ispahan.

Schon vier Tage nach der Ankunft brach ein Tumult von Seiten der Indier, die als Gesandte des Großmoguls zu derselben Zeit dort anwesend waren, gegen die neuen Ankömmlinge aus; Fleming verdankte sein Leben einem armenischen Priester, der ihn in seine Kirche rettete. Manches andre Leid, das sie hier erfahren mußten, hatte in dem rohen, herrschsüchtigen Benehmen des zweiten Gesandten Brüggemann seinen Grund. Derselbe hatte schon unterwegs den sächsischen Freunden viel Aerger und Verdruß bereitet, in Persien aber artete seine Herrschsucht dermaßen aus, daß sich Olearius eine ganze Zeit lang vor ihm verstecken mußte, und auch Fleming schwebte in großer Gefahr, weil er mit seinem Freunde Bernoulli beim holländischen Gesandten einen Besuch gemacht hatte. Brüggemann darüber aufgebracht, befahl den Bernoulli in Ketten zu legen; derselbe rettete sich jedoch in ein Kloster, dessen Privilegien ihn selbst gegen die Gewalt des Schah sicher stellten. Dies Benehmen des Gesandten war auch daran Schuld, daß die Gesandtschaft ihren Zweck nicht vollkommen erreichen konnte. Ueber alle diese Begebenheiten berichtet vielfach der Dichter in seinen lateinischen Epigrammen und an andern Orten, sowie auch über die Gastfreundschaft, mit welcher er von den Mönchen verschiedener Klöster aufgenommen wurde.

Ende December begab die Gesandtschaft sich auf den Rückweg, am 14. Juni 1638 erst erreichte sie Astrachan und erst im April des nächsten Jahres kam man glücklich in Reval wieder an. Daß man so langsam reiste, lag an Brüggemann, der in der Heimath wohl nicht den besten Empfang erwarten konnte. Aus demselben Grunde wurde auch in Reval wieder ein längerer Aufenthalt gemacht, was Fleming und seinen Freunden besonders angenehm war, da so die Hochzeiten des Gesandten Cruse und des Leibarztes Grahman in aller Ruhe gefeiert werden konnten. Auch Fleming fand in Reval noch wieder einmal sein Glück; am 8. Juli hatte seine Verlobung mit Anna Niehusen statt. Ihm wurde auch damals das Stadtphysikat in Reval angeboten. Doch da er erst das Doctordiplom erlangen wollte, begleitete er die Gesandtschaft nach Gottorp zurück.

Drei Monate verweilte er dann in Leyden zur Anfertigung

seiner Dissertation und kehrte am 20. März nach Hamburg zurück, fühlte sich aber schon sehr unwohl. Seine Krankheit nahm bald einen drohenden Character an, und in der richtigen Erkenntniß derselben setzte er sich jene herrliche Grabschrift.*) Mitten in der Hoffnung, sein sehnsüchtig gewünschtes Ziel in allernächster Zeit zu erreichen, und ohne seinen alten Vater und seine Freunde nach so langer Abwesenheit noch einmal gesehen zu haben, gab unser Dichter am Gründonnerstag, den 2. April 1640, seinen Geist auf, in einem Alter von nur einunddreißig Jahren. Seine Grabschrift in der Katharinenkirche zu Hamburg lautete:

„Hier liegt der deutsche Schwan, der Ruhm der weisen Leute,
Der Arznei werther Sohn, der wohlberedte Mund;
Dem noch kein Landsmann gleich hat reden je gekunt.
Was Leser, er jetzt ist, das kannstu werden heute."

Seinem Freunde Olearius, dem er beim Herannahen seines Todes die Handschrift seiner dichterischen Werke überreicht hatte, verdanken wir die vollständige Herausgabe seiner lateinischen und deutschen Gedichte.

Wenn wir nun die lateinische Poesie Flemings, in welcher er mit den zeitgenössischen Dichtern auf ziemlich gleicher Stufe steht, und besondere Vorzüge nicht aufzuweisen vermag, als den Zweck unserer Darstellung nicht fördernd übergehen, so stimmt die Eintheilung seiner deutschen Gedichte ganz mit der von Opitz überein. Nach letzterem hat er folgende Kategorien: Poetische Wälder („vom Gleichniß eines Waldes, in dem vieler Art Bäume zu finden sind"), Ueberschriften, Oden, Sonette. Nicht aber in dieser Aeußerlichkeit allein folgt er Opitz, sondern wie wir aus seiner Biographie sehen können, stand er auch, was die metrische Form und Sprache anlangt, bei seinem ersten poetischen Streben unter der von Schlesien aus sich Bahn brechenden Dichtungsweise. Ueberall erkennt man Spuren von der Bekanntschaft Opitzscher Schriften in seinen Werken. Flemming gehört vollständig seiner Zeit an. Denn während die alt-

*) Son. II, 14, deren Schluß also lautet:

„Verzeiht mir, bin ichs wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst Alles ist gethan bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder Nichts, das lebet, als mein Leben."

deutsche Poesie in ihrer Entwicklung bis zum dreizehnten Jahrhundert von volksthümlicher Allgemeinheit zu standesmäßiger, individueller Besonderheit, vom Volksepos zur lyrischen Kunstdichtung fortgeschritten, so schlug die neudeutsche Poesie, in deren erstem Zeitraum unser Dichter schuf, gerade den entgegengesetzten Weg ein. Je mehr sich die einzelnen Stände gegen einander abschlossen, und namentlich der Gelehrtenstand eine gesonderte Stellung einnahm, desto mehr begann auch die Poesie das Gepräge dieser einzelnen Stände anzunehmen und gewissermaßen geradezu nur für den Stand berechnet zu sein, dem der Dichter angehörte. Dieser trat innerhalb des engen Rahmens hier hervor mit allen seinen subjectiven Ansichten, besonderen Neigungen, Bedürfnissen, Bestrebungen, insbesondre aber mit seinen persönlichen Erlebnissen; darum verdrängte das sich hierdurch ausbildende Gelegenheitsgedicht, das schon in der deutschen Hofpoesie vorbereitet war, fast alle übrigen Gattungen der Poesie. So sind denn auch Fleming's Gedichte sämmtlich Gelegenheitsgedichte zu nennen, wenn man den Begriff dieser Dichtungsart in seinem höheren Sinne faßt.

Wenn wir nun die Mängel der opitzschen Dichtung und der ganzen schlesischen Schule auch bei Fleming finden, nämlich daß er mit rhetorischen, künstlichen Wendungen zu spielen liebt, daß er neue Wortbildungen nicht verschmäht, daß er einzelne hübsche Gedanken und Wendungen von andern Dichtern entlehnt, daß er den Ballast gelehrter Reminiscenzen aus der Schule und dem Auditorium nicht über Bord zu werfen vermag, daß er endlich mit den gebräuchlichen antiquarischen Anspielungen und den oft sich wiederholenden mythologischen Figuren wie verwachsen scheint, so müssen wir ihn doch zu den wenigen Dichtern rechnen, die sich in der Nachahmung bedeutender Vorgänger eine große Zurückhaltung auferlegt haben. Wohl selten hat ein kunstreicher Dichter gleich Fleming so frisch und frei aus innerstem Herzen heraus gesungen. Innerlich entfernt er sich weit von Opitz. Während nämlich bei diesem die Fertigkeit seiner Schriftstellerei fast nur in geschickter Nachahmung besteht, verfaßt und gestaltet jener das äußere und innere Leben mit lebendigem, frischem Geiste. Wenn aber ein Mann wie Fleming jenen lebensklugen, gewandten Hofmann, der in seinem Ringen nach Ruhm und materiellem Vortheil seine Gedichte mit Schmeicheleien und feinen Redensarten anfüllte, also eines wahren Dichters ganz unwürdig die Poesie als Mittel zum Zweck gebrauchte, doch so hoch-

schätzte, so hat das seinen naheliegenden Grund in dem wirklich großen Verdienste dieses Mannes um die Poesie.

Aber nur was das Formelle betrifft, befindet sich unser Dichter in Abhängigkeit, im Uebrigen geht er seiner poetischen Individualität gemäß seinen eignen Gang. Sein ernster, sittlicher Character, wie wir ihn kennen gelernt haben, seine Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, die Tiefe des Gemüths und die Wahrheit der Empfindung, die wir in seinen Werken niedergelegt finden, erheben ihn weit über seinen Meister. Seine Zeitgenossen stellten ihn Opitz gleich; aber schon Morhof und Neumeister gaben ihm den Vorzug. Die Dichtkunst war ihm eben Sache des Herzens; seine Gedichte an Gönner, Freunde und Bekannte sind nicht nur für den Empfänger von Interesse, sondern sie zeigen überall auch die Dankbarkeit, Freundschaft und Liebe des Verfassers so deutlich, daß sie in Folge dessen Werth für jedermann haben müssen. Ja wir sagen wohl nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß durch viele seiner Gedichte ein wirklich volksmäßiger Ton hindurchklingt. Besonders anziehend sind daher des Dichters Liebesgedichte; denn in ihnen suchen wir vergebens nach den allgemeinen, trivialen Liebesversicherungen; bei ihnen ist Alles individuelle Wahrheit; er giebt uns darin beinahe nur Selbsterlebtes, Selbstempfundenes.

Wohl kaum hätte aber unser Dichter so Hohes erreicht, hätte er sich wie Opitz und dessen Schule an alle Gattungen der Poesie gewagt. Er beschränkt sich vielmehr der Anlage seiner ganzen Persönlichkeit folgend ganz allein auf die Lyrik.

Wenn wir nun endlich noch auf einen Vorzug aufmerksam machen, den wir ihm vor den Dichtern seiner Zeit zusprechen müssen, nämlich auf den Wohllaut und die Mannigfaltigkeit seines Strophenbaues,*) der sich von der größten Einfachheit des Volksliedes bis zur

*) Es ist hier der Ort, einige nähere Nachweisungen über die schon oben (S 14) kurz berührte Form der Flemingschen Lieder zu geben und besonders darauf aufmerksam zu machen, wie der Dichter die Volksmäßigkeit seiner Poesie sowohl durch eine gewisse Leichtigkeit und Natürlichkeit als durch verhältnißmäßige Einfachheit der Rhythmen, besonders im Gegensatz zu Opitz zu erreichen wußte. Was zunächst den Ausdruck selbst betrifft so hat bereits Micus in seiner lesenswerthen Abhandlung „Martin Opitz von Boberfeld, seine Zeit und seine Stellung zur ersten und zweiten schlesischen Dichterschule“ Paderborn 1853 trotz aller Begeisterung, mit der er Opitz gegen Gervinus in Schutz nimmt, zugestehen müssen, daß das Unzulängliche der Opitzschen Poesie in dem Alexandrinismus seiner Dichtungs-

künstlichsten Reimverschränkung steigert, so möchten wir dies aus seinem lebhaften Gefühl für Musik und Gesang erklären. Haben

weise überhaupt, insbesondere aber in seinem Reichthum an poetischen und rhetorischen Figuren zu suchen sei Eine wie bedeutende Rolle z. B sein Haschen nach Antithesen spielt, erkennt man leicht aus folgender Stelle aus seinem Lobgesange auf die Geburt Christi, eine Nachahmung der spitzfindigen Poesie des Niederländers Daniel Heinsius.

„Gott wird ein armer Mensch, o große Wunderthat,
Zwar über die Vernunft, nicht über unsern Glauben,
Und läßt nichts mangeln auch der Menschheit, die er nimmt;
Bleibt was er war vorhin, und wird, was er bestimmt.
Kein Mensch auf dieser Welt vermochte Gott zu werden,
Jetzund wird Gott ein Mensch, kommt zu uns her auf Erden u. s. w.

Sodann werden wir bei Opitz durch eine übertriebene Vorliebe für mythologischen Prunk unangenehm berührt; wo wir endlich einmal an wahrem Gefühl uns zu erquicken denken, belehrt er uns sofort über die gleichartigen Erfahrungen antiker Götter und Helden. So singt er in der sonst einfach angelegten Ode „Auf Leid kommt Freud“ (bei Tittmann II, 1. S. 18) in einem Athem: „Vertraue Gott und glaube fest, Daß er die Seinen nicht verläßt. Ulysses auch“ u. s. w und verweilt in dem zwölfstrophigen Lied vier ganze Strophen bei Ulysses, der Circe &c. Man vergleiche dagegen das wahrhaft horazische Lied von Fleming „An einen guten Freund“ (Lappenberg Oden IV, 16), der bei gleichem Grundgedanken die anfangs angeschlagene Stimmung „Laß der Zeit nur ihren Willen“ festhält und in einfachster und natürlichster Weise überleitet zu dem trefflichen, mit einer wohlgelungenen Gnome gewürzten Schluß:

„Unterdessen sei der Deine.
Brich nicht ab der ersten Kost.
Labe Dich mit altem Weine
Und versuch den jungen Most.
Laß uns einen Rausch noch kaufen,
Ehe denn wir müssen laufen.“

Rechnen wir dazu die schon oben (Seite 14) kurz berührten formalen Mängel der Opitzschen Manier, das Schwulstige, Gesuchte des Ausdrucks bei oft spitzfindigen und hohlen Gedanken, Eigenthümlichkeiten, die so vorherrschend und so allgemein anerkannt sind, daß sie eines Nachweises im Einzelnen nicht bedürfen, so tritt die relative Natürlichkeit und Ungezwungenheit bei Fleming, namentlich in den Oden, in den wohlthätigsten Gegensatz zu seinem Vorbilde.

Die metrische Form anlangend, welche Fleming seinen Gedichten giebt, so ist zu bemerken, daß er abgesehen von den Strophen mit kunstmäßigen Reimverschlingungen, wie Sonette und Terzinen (die von Opitz zuerst in Deutschland eingeführten romanischen Sestinen finden sich bei Fleming nicht), welche die damaligen gelehrten Dichter mit besonderer Vorliebe anwandten und oft bis zur Abgeschmacktheit künstlich ausbildeten, nur den Alexandriner und die sogenannten gemeinen Verse, d. h. fünfmal gehobene Jamben, sowie andere kürzere mit iambischem

wir doch in seinem Lebensabriß auch auf die Freundschaft und Bekanntschaft mit mehreren Musikern hingewiesen.*)

Ehe wir uns nun zu seinen Werken selbst wenden, erwähnen wir noch zuvor, daß gleich von der Zeit an, wo seine dichterische Thätigkeit wirklich erst beginnt, sich neben der Lebenslust und Lebensfreude durch seine Gedichte eine elegische Stimmung hindurchzieht.

Dies ist sogar bei Opitz und andern Dichtern dieser Periode der Fall, und erklärt sich jedenfalls aus dem Umstande, daß diese Männer in ihrer Zeit wenig Befriedigung fanden. Wie viel mehr mußte bei einem so reinen Character, bei einem so innig religiösen Gemüth die Trauer über das Elend des Vaterlandes und das eigne Herzeleid in seinen Gedichten sich abspiegeln.

---

und trochäischem Rhythmus brauchte. Der Schwerfälligkeit des gereimten Alexandriners, welchen er rein fast nur in den Poetischen Wäldern anwendet, weiß er dadurch abzuhelfen, daß er mit der Cäsur fast immer auch einen gewissen Abschnitt des Gedankens eintreten läßt und so dem Bau der alten Heldenstrophe nahe kommt. Die Cäsur tritt regelmäßig nach der sechsten Silbe, also genau in der Mitte des Verses ein, wobei es denn auch Fleming wohl passirt, daß er, durch das bloße Zählen der Silben verleitet, eine tonlose Endsilbe vor der Cäsur als Länge braucht, z. B. in dem hyperkatalektischen Verse:

„Die frischen Najaden, die Muldeinwohnerinnen"

P. W II, 2 V. 265). Verse ohne Reim finden sich bei Fleming überall nicht, wenngleich er sich mit dem Reim viele Freiheiten gestattet und z. B. nicht nur „erfrischen — Gepüschen" und dgl. sondern sogar „Circassinnen — können" auf einander reimt. (Vgl Lappenberg 2, 897) Die Reime der Alexandriner sind ebenso häufig getrennt wie ungetrennt gepaart, und es wechseln gern weibliche und männliche Reime (oder wie Opitz noch sagt „klingende und stumpfe Syllaben") mit einander ab.

In der Verwendung des Alexandriners tritt Opitz gegenüber noch der Unterschied hervor, daß dieser in Liedern (Oden) einmal eine sechszeilige Strophe in Alexandrinern mehrere Male eine solche von je vier Zeilen hat, während bei Fleming kein einziges geistliches oder weltliches Lied blos in Alexandrinern gedichtet ist.

Die sogenannten gemeinen, sowie überhaupt die dem Volkstone sich nähernden kurzen Verse sind Fleming namentlich in seinen Oden besonders gelungen; hier wirkt er durch die Einfachheit und eine gewisse Sangbarkeit des Rhythmus so, daß er sich dem eigentlichen Volksliede schon nähert.

Es würde wenig nutzbringend sein, alle strophischen Verbindungen dieser kürzeren Verse aufzuzählen. Die am meisten angewandten sind acht-, sechs- und vierzeilige iambische und trochäische Dimeter.

*) Wie uns bekannt, sind von Fleming auch einige Lieder componirt worden; außer dem Kirchenliede „In allen meinen Thaten" z. B. „Laßt uns tanzen, laßt uns springen ꝛc." von Raff Oden V, 2.

So schwer es nun auch sein mag, die inneren Vorgänge einer Dichterseele zu ordnen und in gewisse Kategorien zu bringen, so wenig auch das Gemüthsleben sich äußeren Eintheilungen anbequemt, sondern vielmehr in fast unvermittelten Uebergängen von Freude zur Wehmuth, von Jubel zur Trauer hinübereilt, so können wir doch zur Erklärung und weiteren Ausführung des Gesagten nicht umhin, gewisse in den Liedern Flemings vorherrschende Grundstimmungen, gewisse häufig wiederkehrende Beziehungen aufzustellen. Wir betrachten Fleming nämlich der Reihe nach aus den Gesichtspunkten eines Christen, eines Deutschen, eines Freundes und eines Liebenden, und erheben dabei selbstverständlich nicht den Anspruch auf Vollständigkeit in allen Nebendingen, weil diese ohne die ermüdendsten Wiederholungen unmöglich wäre.

I. Fleming als Christ.

Fleming war ein frommer Dichter, ein gläubiger Christ, wie er das in vielen geistlichen Gedichten bekundet. So giebt er in dem Klagegedicht „über das unschuldige Leiden und den Tod unsers Erlösers Jesu Christi“*) die Sünde der Welt als den Grund des Todes Christi an. Am Schluß des Gedichtes, nachdem er sein Unvermögen dargestellt hat, das Grab des Herrn zu schmücken, oder irgend etwas zu thun, womit man sonst die Todten ehren könne, bittet er den Herrn, das Sterbelied, den Grabgesang als Zeichen der Dankbarkeit anzunehmen, welches aus ihm „der grimme Tod erzwang“. Aus den Sonetten von geistlichen Dingen sei erwähnt dasjenige mit der Ueberschrift „daß Alles eitel sei“,**) wo er mit folgenden Worten schließt:

„Wer kann von Herzen sagen:
Ich bin vergnügt in mir, weiß weder Lust noch Klagen?
Wie eitel alles ist, der Mensch ist eitel mehr.“

und ein anderes „ich begehre aufgelöst zu sein“.***) Darin klagt er über die Knechtschaft der Sünde und stellt den Himmel und die ungerechte Welt wie zwei feindliche Schwestern einander gegenüber;

*) Poet. W. I, 9. — **) Son. I, 6. — ***) Son. I, 7.

die Welt führt die Menschen immer wieder in die Irre, wenn sie der Himmel schon zu besitzen glaubt; die Welt, die Ursache ihres eignen Jochs, spannt auch die Seelen, die zuerst ledig standen, unter dieses Joch. Obgleich der Mensch die Falsche kennt, so kann er sie nicht verneiden (aus Zorn vernichten); obgleich er den Zwang fühlt, muß er ihn doch willig leiden. Da diese beiden Naturen also im Menschen selbst im Widerstreit sind, so bittet der Dichter den Heiland um Freiheit von der Knechtschaft, daß derselbe ihn losbinde von seinem eignen (bösen) Ich.*) Doch fühlte sich der Dichter**) wegen dieses elenden Sündenzustandes schuldig vor Gott, denn noch täglich gebäre sein schwacher Geist aus sich und von sich selbst, was er beweinen müsse. Er sieht es daher als ein Wunder an, was ihm nicht verständlich ist, daß der Heiland zu ihm, die selige Heiligkeit in die verdammte Sünde, das Leben in den Tod einkehrt. Trotz dem Widerspruche der Hölle fühlt er die Seligkeit in sich. Aehnlich spricht er sich in seinem Sündenbekenntniß aus.***) Wie stark das Gottvertrauen Flemings war, beweist vor allen das herrliche Reiselied „In allen meinen Thaten",****) womit er sich für die große Weltreise, die ihm mit ihren großen Gefahren bevorstand, vorbereitete und stärkte. Dasselbe handelt ja besonders von den Gefahren, die der Mensch in diesem Jammerthal zu bestehen hat, die er aber auch bestehen kann, wenn er auf Gott vertraut, und ist zu einem geistlichen Pilgergesang der Christen für die Wanderung durchs Leben geworden, der mit vollem Recht sich noch heute

*) Schlußstrophe:
„Ich bin es, der ich mich auch selbsten also binde.
Mach, daß ich los von mir bei Dir noch heut empfinde,
Was ungebunden sein für eine Freiheit sei."

**) Son. I, 11:
„Gehe von mir aus, ich bin ein sündiger Mensch."

***) Son. I, 14 „das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes u. s. w.":
„Hier steh' ich armer Mensch und schäme mich vor mir" 2c.

V. 11. Zeuch, starker, mich heraus und mache mir ein Bad,
Ein Bad, ein rotes Bad von Deinem teurem Blute.
Viel darfstu dessen nicht vergießen mir zu gute.
An einem Tröpflein nur, Erlöser, ist es satt.

****) Oden I, 4. „Nach des VI. Psalmers Weise."

in fast allen Gesangbüchern findet.*) Alles muß nach Fleming gelingen, wenn Gott es will.**) Noch zuversichtlicher und glaubensmuthiger erscheint Fleming in dem Sonett „O, ewiges Licht, machs gleich wunderlich, nur selig";***) alle Leiden, die er auf Erden zu ertragen, sind noch lange nicht Strafe genug für alle seine Sünde.

Zum Schluß sei noch hingewiesen auf sein Gottvertrauen auch in der größten Todesnoth, bei dem furchtbaren Sturme auf dem kaspischen Meere. Diesen Glauben spricht er aus in dem Sonett „Augustinus sein: Inter brachia Salvatoris mei et vivere volo et mori cupio."****)

II. Fleming als Deutscher.

Es würde verkehrt sein, bei einem deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts einen Patriotismus zu suchen, wie ihn erst die Freiheitskriege zu erzeugen vermochten. Fehlt es doch dem Zeitalter Flemings in seiner Zerklüftung des deutschen Reiches an allem nationalen Streben, ja sogar an dem lebendigen Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit der einzelnen deutschen Stämme. Ist doch noch mehr als ein Jahrhundert später Lessings Unternehmen, eine Nationalbühne zu schaffen, an demselben Mangel an Nationalbewußtsein gescheitert. Vielmehr darf man in jener Zeit

---

*) Schlußstrophe:

„So sei nun, Seele, deine
Und traue dem alleine,
Der dich erschaffen hat!
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rat."

**) So sagt Fleming in der Ode an die holsteinischen Abgesandten (Oden IV, 21) V. 101:
„Was der Himmel heißt vollbringen;
Wird und soll und muß gelingen."

***) Son. I, 15 V. 1—5:
„Geuß Deinen Eifer aus mit Krügen und mit Mulden,
Zeuch alle Deinen Ernst zusammen wider mich, u. s. w.
V. 5 Ein Höh'res noch hab' ich verbührt mit meinen Schulden."

****) Son. I, 19 V. 12—14:
„Ich aber war mir gleich, zum Leben frisch und froh,
Zum Sterben auch nicht faul, auf wenn und wie und wo.
Denn mein Erlöser trug mich allzeit auf den Armen.

bei einem Dichter, der so recht der Ausdruck der damaligen Stimmung gewesen, nur den Patriotismus in den engen Grenzen erwarten, welche das gänzliche Fehlen der Begeisterung und des Hochgefühls für das seine bedrohten heiligsten Interessen schützende Vaterland ihm anweisen. Fleming war von warmer Liebe zu seiner Heimath, von der er während seiner eigentlichen Dichtungsperiode weit getrennt war, durchdrungen: und vielfach äußert sich sein Heimweh sowohl nach seinem Geburtsorte, als auch nach seinem weiteren Vaterlande, dem Meissner-Land und dem ganzen deutschen Reiche. So sehnt er sich in einer „Elegie an das Vaterland"*) als er im fernen Persien weilt, nach seinem Hartenstein mit der lieblichen Mulde, die durch bergichtes Gebüsch sich Bahn bricht, und gedenkt der Lust, die er in ihren Wellen gefunden. An einer andern Stelle**) rühmt er sein Vaterland wegen seines gesunden, schönen Klimas vor andern Ländern, wie z. B. vor Persien und der Tartarei mit ihrer schrecklichen Dürre und Gluth. Weiter erinnert er sich in jener Elegie an sein Leipzig (Philyrene), wo er so liebe, schöne Zeit verlebt, und wo er neben andern Liedern auch der Deutschen und ihrer Fürsten Ruhm besungen. Aber wohin ist es so bald mit seinem Vaterland gekommen! Die Pest und der Krieg sind es, die ihm und seinen Landsleuten so vieles geraubt, die ihn sogar dazu gedrängt haben, sein Vaterland zu verlassen, um sich der holsteinischen Gesandtschaft nach Persien anzuschließen. So beklagt er in einem Glückwunsch,***) sein Meissner Land, das nun schon während der fünf Jahre seiner Abwesenheit „von der Kriegslust zu Pulver verbrannt" wird, und besonders schmerzt ihn, daß der Deutsche sich mit dem Deutschen schlage. Seinen Schmerz darüber, wie Deutschland sich selbst zerfleische, giebt er beredten Ausdruck in

*) Poet. W. IV, 48.

**) Oden IV, 48 V. 17:

„Dem heißen Perserlande
gefalle seine Glut
der Tartareien Sande
sei seine Dürre gut!
Ich lobe deine Felder,
Europa, deine Luft,
dein Wasser, deine Wälder
die wir so oft geruft."

***) Oden IV, 51 V. 33—36.

einem Gedichte an seinen Freund Olearius.*) Jedoch sind die Deutschen nach seiner Meinung selbst an ihrem Elend schuld, denn von den Tugenden, die Deutschland früher zu so großem Ruhm gebracht, ist nirgends mehr etwas zu finden. So singt der Dichter in seinem Sonett**) „die Aendrung und Furchtsamkeit itziger Deutschen“:

„Wo ist nun unser Muth,
Der ausgestählte Sinn, das kriegerische Blut?“

Wenn Jemand sich wollte damit rühmen, ein Deutscher zu sein, so wäre es doch nur eitel Prahlerei. Er nennt die Deutschen sogar die feigsten Krieger, „die Phöbus bestrahlen kann“. Ihr weicher Leib kann nicht die Rüstung um sich leiden, des großen Vaters Helm ist für den Sohn zu weit; ja wenn er den Degen anlegt, zeigt er nur erst recht offenbar seine Schande. Endlich, indem der Dichter sich selbst nicht von der Schmach der Entartung frei spricht, schließt er diese Klage mit den Worten:

„Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, so ist's um uns gethan,
Uns Namensdeutsche nur! Ich sags auch mir zum Hohne.“

In demselben Tone beginnt er die Klage über den Tod Gustav Adolphs.***) Den Deutschen, die für sich selbst nicht zu kämpfen vermocht, hat jener Held eine zweifache Freiheit errungen. Wenn ihnen nicht die Tugenden überhaupt abhanden gekommen, und damit auch die Dankbarkeit, würden sie ihm ein Denkmal errichten müssen, wie die Karier ihrem hochgeliebten Herrn (Mausolus, Tyrann von Halicarnassus) hätten nicht bauen können; selbst Egyptens, Babels und Roms Pracht und Größe würden nicht ausreichen, jenem Helden ein seinen Thaten angemessenes Denkmal zu setzen. Die frommen Alten hätten ihrem Fürsten, der sich fürs Vaterland gegen die Feinde wohl gehalten, ein Denkmal hergestellt.

„Wie viel, o wie viel mehr sind wir anjetzt verpflichtet,
dem Helden, der nächst Gott uns ledig hat gemacht,
und nach so strengem Dienst in erste Freiheit bracht,

---

*) Poet. W IV, 44 V. 79:

„Ach daß ichs nun soll nennen,
Das liebe Vaterland, das kaum noch ist zu kennen,
Von Wehmuth ungestalt, von Wehmuth aller Noth,
In der es ohne Tod nun ist so lange todt,
Sein eigen Schwert und Grab!

) Son. I, 20. — *) Poet. W. II, 9.

ein Werk zu seiner Ehr' und unsrer Liebe Zeichen
zu stellen in die Welt? Was aber kann ihm gleichen?
Was wird sein Denkmal sein? Der Brauch geht bei uns ein,
Wir können sonst mit Nichts als Worten dankbar sein."

Zuerst spricht er in dem Gedichte zwar nur von seinem engeren Vaterlande, Sachsen, am Schluß aber zeigt er, wie alle Provinzen Deutschlands über den Tod ihres Erretters klagen müßten. — Sowie der Dichter, wie wir so eben gesehen haben, bei dem Tadel über die Deutschen sich selbst nicht ausnimmt, so klagt er sich auch selbst an in dem Sonett an Deutschland",*) daß er seine Kräfte nicht dem Vaterland gewidmet, sondern, wie er sagt, aus Vorwitz sich auf die Reise begeben, auf welcher er nun aufgehalten werde „wider seinen Willen". Doch, schließt er, derjenige, der nach der Tugend ringt, hat überall seine Heimath. So strebe auch er für das Wohl seines Vaterlandes. Wie er für dasselbe zu arbeiten glaubt, sehen wir aus seiner Ode „an die Holsteinischen Abgesandten".**) Hier ruft er den Deutschen zu, doch endlich vom Bruderkampf zu lassen und ihr Auge vielmehr auf den Osten zu richten; dort liege ein würdigeres Object ihres Kampfes, eines Kampfes für die Christenheit.***) Die Donau zeige ihnen den Weg, daß sie im Orient das wieder zu gewinnen suchen müßten, was sie in dem Kriege verloren hätten. Diese Unternehmung, war nun seine Ansicht, bereite die Gesandtschaft nach Persien vor. Alle die Gefahren daher, die sie dabei zu erdulden hätten, ertrügen sie für das Vaterland.

Trotz des lebhaftesten Gefühls der Trauer über die Erniedrigung seines Vaterlandes, bleibt aber stets die Sehnsucht nach der Heimath in ihm wach, und er beglückwünscht sich auf der Rückkehr

*) Son III, 31:
„Ja, Mutter, es ist wahr. Ich habe diese Zeit,
Die Jugend mehr als faul und übel angewendet
Ich hab es nicht gethan, wie ich mich Dir verpfändet.
So lange bin ich aus und denke noch so weit"

) Oden IV, 21. — *) V. 25:
„Genug, ihr Brüder, werdet Freund!
Dortnaus, dort, wo Phöbus zäumet,
wenn uns hier noch süße träumet,
dortnaus, dort ist unser Feind
Künftig laßt uns wieder holen,
was der Dieb uns abgestolen!"

von Persien,*) daß er sie wieder erreichen soll. Ja in dem Sonett „Am Albien"**) kommt er zu dem Gelübde, daß er sich dem Dienste des Vaterlandes nicht mehr entziehen wolle, denn sagt er:

„Wenn ich um dich sein kann,
so hab ich mehr getan, als die die Welt umziehen."

Eben dort gesteht er, daß er zwar manches Land, manches Volk gesehen, aber nach keinem eine Sehnsucht empfinde; nur allein „seines Deutschlands will er sich trösten". Dort soll das Ende seiner Mühen sein.***)

III. Fleming als Freund.

Als ein Characterzug der Deutschen zu jener Zeit, wo Raufsucht, Trunksucht und Ruhmgier die besondern Untugenden des damaligen rohen Geschlechtes waren, blinkt uns das Freundschaftsbedürfniß wie ein heller Stern in dunkler Nacht entgegen. Wie nun Fleming jede bessre Eigenthümlichkeit seiner Zeit deutlich und bestimmt vertritt, so thut er das auch so herrlich mit der Freundschaft. Er vergleicht****) die Freundschaft sehr passend mit der Sonne. Denn so wie diese der Welt scheint, Allen das Dasein bringt, sie erwärmt, vermehrt, erhält und Glück und Zeiten austheilt, so auch die Freundschaft. Auch sie hat gerade wie die Sonne ihre Quelle von oben, „die uns zu uns gesellt" — „setzt Herz in Herzen ein". Vor allen fordert Fleming von der Freundschaft die Aufrichtigkeit, wie er diese an Olearius preist,†) und ungefärbte Treue, die er, der Dichter, jenem dafür schuldig sei.††) Solche treue Freundschaft hat Fleming in Freud und Leid bewiesen. In sehr vielen Gedichten fordert er seine Freunde und Reisegefährten zur Fröhlichkeit auf. So stellt er†††) an Ostermann, der als Musiker die Gesandtschaft begleitete, die Bitte, seinen Pandor (Laute) ertönen zu lassen; er und die übrigen Kameraden würden ihn mit Chorgesang begleiten. Zur weiteren Labung sollte man dann von grünen

---

*) Son. III, 57. — **) Son. IV, 81. — ***) Son. IV, 81 V. 6:

„Nun laß ich meine Haut
dem leichten Glücke nicht ins Ferner' anvertraut,
und ziehe wieder heim in mein gewünschtes Meißen."

****) Son. III, 15. — †) Poet. W. IV, 44 V. 3:

„Du sprichst dein Urtheil wohl, ein rechtgesinnter Richter."

††) P. W. IV, 44 V 187. — †††) Son. III, 37.

Sträuchern eine Laube herrichten, und dazu auftragen, was Küche und Keller nur vermöchten. Schließlich drückt der Dichter seine Abneigung aus gegen solche, die beständig Grillen fangen, und schließt mit folgenden Worten den Gesang: „Ich will noch lustig sein, sollt' ich auch heute sterben." Aehnlich ladet*) Fleming seinen Freund Grahman, welcher von einer gefährlichen Krankheit genesen war, zu einem Glase Wein ein, um dabei ihrer Mühen zu vergessen. Besonders den Namenstagen müsse ihr Recht geschehen, wie es sich zieme.**) Bei solchen feierlichen Gelegenheiten dürfe man aber nicht mit Bier bewirthen, sondern der beste Wein, den man besitze, sei nur gut genug. Der Dichter liebt die Fröhlichkeit unter Freunden so, daß ihm nicht einmal der Tag zur Feier hinreicht, vielmehr liebt er die Feier bis in die Nacht hinein auszudehnen, um dann bei geglühtem Weine, bei Saitenspiel und Gesang sich zu ergötzen.***) Die Freude bei den Gelagen aber ist bei Fleming eine lautere Herzensfreude, und er unterläßt nicht, seinem Danke gegen Gott für das gespendete Glück Ausdruck zu geben.****)

Daß Fleming nun bei heitern Freudenfesten ein lustiger Freund war, würde seine Treue nur wenig beweisen; doch wir haben unzählige Zeugnisse dafür, daß es unser Dichter auch seinen unglücklichen Freunden an Trost und Rath niemals fehlen ließ. So enthält die Ode „Auf Verreisen eines seiner guten Freunde"†) die Klage eines seiner Leipziger Genossen, welcher der Universität, der reizenden Umgegend Leipzigs und seinem trauten Freundeskreise ein wehmüthiges Lebewohl zuruft „Gott weiß ob wir uns sehen wieder." Doch der Dichter ruft ihm zum Troste nach

„Zeuch, Bruder, hin,
ich verbleibe, wer ich bin;
du vergiß auch nicht der Deinen."

---

*) Oden IV, 48 V. 25: „Komm, laß uns alle Mühen
und was uns hat gekränkt,
mit Zucker überziehen,
im Weine sein verträнkt."

) Oden IV, 12. — *) Poet. W. IV, 32. — Oden IV, 42 V. 29:
„Kein Gelag kann trefflich sein,
Wo nicht Saiten sind und Wein"

****) Son. III, 24 V. 13:
„Wir wollen geistlich erst, hernacher weltlich sein.
Im Fall sichs gar wohl reimt, Gott danken und sich freuen."

†) Oden IV, 19.

An einer andern Stelle*) ermahnt er einen unglücklichen Freund, sich in die Zeit zu schicken, und giebt ihm als Mittel dafür an, daß er das Unglück verachten müsse.**) Aus dem Laufe der Zeiten sei ja bekannt, daß nach der Züchtigung Gott auch wieder seine Vatergüte offenbare.***) Von den vielen Klagen, die Fleming über den Tod von Personen, die ihm befreundet waren, oder doch irgendwie nahe standen, in seinen Gedichten hat laut werden lassen, erwähnen wir im Folgenden nur einige. Gewöhnlich begründet der Dichter seine Trauer dadurch, daß er durch das Lob der Tugenden des Verschiedenen den Verlust der Familie, der Freunde, der ganzen Menschheit besonders ins Licht stellt. So klagt er über das Ableben eines Kindes****) und rühmt in dem Gedichte zuerst die Schönheit und Lieblichkeit desselben. Doch wo ist der Schmuck dieser Blume von gestern geblieben? Heute steht nur noch ihr grüner Stengel, d. h. sein leerer Leib liegt vor uns. Doch „bald wird der keins mehr sein“. Ueber die Hinfälligkeit der menschlichen Schönheit klagend, schließt er mit den Worten:

„Was hilft es Menschen sein, was liebe Blumen küssen,
wann sie sind schöne zwar, doch balde nichts sein müssen!“

Ebenso trauert im Jahre 1635 der Dichter über das Töchterlein des Professor Timotheus Polus in Reval,†) dessen Tod schon sechs Tage nach der Geburt erfolgte. Er vergleicht es mit einem Tausend-

*) Oden IV, 16.

**) Aehnlich spricht er sich aus in dem Sonett „An sich“. Son. III, 26

***) Oden IV, 16 V. 5:

„Meistes Elend wird verschmerzet,
wenn mans nicht zu sehr beherzet.
Ist es heute trübes Wetter,
morgen wird es heiter sein!“

V. 13. „Ob die Sonne gehet nieder
und den Erdkreis traurig macht,
doch so kömmt sie fröhlich wieder
nach der überstandnen Nacht.
Herrschen itzund Frost und Winde,
balde wird es sein gelinde.“

****) Poet. W. II, 5:

„Wo ist der Gärten Pracht, der Blumen Königin,
der Augen liebe Lust, die Anemone hin,
die so nur gestern noch in ihrem Pupurmunde,
und keuschem Angesicht' allhier zugegen stunde?“

†) Oden II, 14.

schönchen, das mit dem frühen Tag entsteht, „welches, wie es mit ihm wachet, mit ihm scheinet, mit ihm lachet, so auch mit ihm untergeht". Doch schon mit der 4. Strophe beginnt er die betrübten Eltern zu trösten. „Sie ist doch, wo ihr hin wollet." Sie müssen sich ergeben in diese Nothwendigkeit, denn das Sterben ist der Weg zum Leben; dafür haben wir Beispiele in der Natur und in der Geschichte.*) Alles sei Gottes Gabe, wie sie ja auch bei der Taufe des Kindes bekannt hätten; darum müßten sie Ihm auch freistellen, sein Eigenthum zurückzufordern, wann er wolle. Wenn sie daher das Kind beklagen wollten, so sei das nichts anderes als Neid.**) Fünf Jahre früher, noch während seines Aufenthalts in Leipzig, also aus der allerersten Zeit seiner Dichtungen, spricht er in mehreren Gedichten***) seine Trauer aus über das Ableben einer Braut aus der Familie Schoenburg-Waldenburg, welcher sowohl sein Vater als auch er sehr viel zu verdanken hatten. Darum giebt er auch gleich im Anfang des Sonetts, mit dem er die Reihe dieser Klagelieder eröffnet, als Grund seiner Trauerschrift die reine Dankbarkeit an. Darauf stellt er in einer längeren Elegie die Schrecken des Krieges der Tyrannei des Todes gegenüber, und sagt dann weiter:

„Nun komm und frag ich dich von dieser beider Wesen,
o traurigs Hartenstein, du liebes Vaterland:
„wann du aus Mars und Tod den Einen sollst erlesen,
wen nämbstu dieser beid?. O streckstu deine Hand
zu Mars? Ja freilich wohl. Es war gar leicht zu wählen
für jenem, welcher ist ein steter Menschenfraß;
hingegen dieser fromm, er hört noch auf zu quälen,
da jener garaus macht und würgt ohn' Unterlaß."

Im darauf folgenden Epigramm preist er die Tugend der Verstorbenen und klagt, daß sie im Frühling ihrer Jugend hinweggerissen

*) Oden II, 14 V. 49:

„Sterben ist der Weg zum Leben,
Phönix wird es Zeugniß geben,
selbst sein Vater, selbst sein Kind.
Soll es morgen wieder tagen,
so wird heute hingetragen,
wo viel' tausend Gestern sind."

**) Oden II, 14 V. 67:

„Und die Wahrheit raus zu sagen:
Neid ists, daß wir sie beklagen.
Wohl Dir, o du kurzer Gast!

***) Poet. W. II, 1.

sei, gleichsam wie wenn „ein blaues Veiligen dem Garten wird entwandt“.

Endlich führt er in zwei kleineren Gedichten den klagenden Bräutigam ein, der am meisten von dem Verluste betroffen sei.*)

In einem andern Gedichte spricht Fleming seinem Freunde Martin Christenius, welcher kurz hinter einander Vater, Mutter und Schwester begraben hat, sein Mitgefühl bei dem so harten Verluste aus**) und ruft ihm zum Trost in solchem Sturme zu: „Wohl dem, der in sich kann ruhn.“ Wenn der Wind und das Wetter ungünstig sind, läßt der Schiffer das Segel nieder.

Ueber das Ableben seines väterlichen Freundes, des Superintendenten Leyser in Leipzig, klagt er,***) daß durch den Tod eines so tüchtigen Predigers und Seelsorgers der Gemeinde ein doppeltes Leiden erwachse. Denn zu dem Schmerz um den Verlust des treuen Hirten komme die Sorge der zukünftigen Verlassenheit; mit Recht beklagten daher alle sein frühes Ende

„sehr, daß ihr uns seid entnommen,
mehr um das, was drauf mag kommen“.

Aehnliche Gedanken enthalten die zwei Sonette****) über den Tod von Martin Opitz, den er neben vielen andern, allerdings überschwenglichen Prädikaten den Herzog seiner Lust, den Herzog deutscher Saiten nennt. Am meisten rührt den Leser aber die Liebe zu seinem

---

*) P. W II, 9 e. V. 19: „Bleibet Phöbus gleich im Zagen,
(wegen der Daphnis, die in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde)
Orpheus in dem Weinen lebt,
(wegen der Eurydice)
Arcas in dem Seufzen schwebt:
(die Beziehung ist unklar)
Phöbus, Orpheus, Arcas klagen
alle drei doch nicht so sehr,
weil ich klage noch vielmehr.“

**) Oden II, 12 V 37: „Laß den Zeiten ihren Lauf!
Was der Himmel heißt geschehen,
das hält man vergebens auf.
Auf den Höchsten muß man sehen,
der uns dreifach oft betrübt,
weil er uns auch dreifach liebt.
Tröste Dich und schau auf mich!
Ich verzeihe mich der Meinen
Heute trifft das Elend dich;
ich vielleicht muß morgen weinen“ u. s w.

) Oden II, 11. — *) Son. II, 9 und 12.

Freunde Georg Gloger*) und die Klagen „auf Georg Glogers med. cand. seliges Ableben".**) Wie innig er mit ihm verbunden war, davon zeugen folgende Stellen:

„Ach, wo, wo läßt Du Dich,
Dein' Augen, Deinen Mund, und was noch mehr, wo mich?
Mich, Deinen andern Dich?"
— — — — — — — — — — — — —
„Vor hab' ich finden können
noch meinen Landsmann, dich, du Labsal meiner Sinnen!
Ein Freund zwar, hoff' ich wol, mir anzutreffen ist:
so einer nimmermehr, wie du gewesen bist."
„Mein Alles und mein Nichts, ach Liebster! war dein Name,
der's wol auch bleiben wird, so lang' ein Körnlein Same
der Seelen in mir bleibt!"

Er habe in ihm den Zeugen seiner Poesie, den Führer in die andre Kunst, die Medicin verloren. Er gleiche jetzt einem auf den rauhen Gassen des bösen Ocean wankenden Kahne, der keinen Bootsknecht habe; sein Ruder sei entzwei, sein Anker im bodenlosen Abgrund verschwunden. Zuletzt nimmt er von ihm den rührendsten Abschied:

„So nimm doch hin, mein Leben,
den Kuß, den letzten Kuß, den ohne Wiedergeben
(ach wärs auch vor geschehn!) ich setz' auf deinen Mund,
auf deinen kalten Mund: Dies ist der letzte Bund:
so bleib ich Dir vermählt! So ewig Flemings Buhlen,
die zarte Poesie, wird sein in Phöbus Schulen,
so soll dein herzer Nam' an allen Wänden stehn,
und mit der Ewigkeit mein Gloger untergehn!"

IV. Fleming als Liebender.

Paul Fleming weiß von der Natur der Liebe und braucht sich, um von ihr zu singen, nicht Gewalt anzuthun und nichts nachzuahmen, wie man das so häufig bei Liebesgedichten aus dieser Zeit findet. Seine ganze Lyrik hat, wie wir bisher gesehen haben, den Vorzug der Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, und dieser tritt in den Liebesgedichten um so deutlicher hervor, je empfänglicher das Herz des Dichters für Frauenminne war. So sagt er ganz naiv,***) er habe ihrer so viele geliebt, daß er sich selbst darüber zu schelten pflege. Allein es lägen in ihm Gewalten, die stärker seien als er; er könne also nichts dafür, wenn er „ein einziges Ziel sei", an dem jederman zum Ritter werden wolle. „Sollte ich

*) cf. pag. 4 ff. — **) Poet. W. II, 7. — ***) Son. IV, 64.

der Leute Gunst mit Liebe nicht vergelten?" Doch die Geliebteste von allen nennt er nicht mit Namen; er schließt:

„Du bist Philotate genannt,
und heißest, was du bist. Mehr darf mir nicht entfallen."

Allerdings werden wir zugeben müssen, daß er uns in einer Anzahl seiner Liebeslieder nicht geradezu Erlebtes schildert, sondern seiner Zeitperiode auch darin angehört, daß seine erotische Poesie auf Reflexion, ja Fiction beruht. Aber man kann wohl von keinem Liede jener Gattung behaupten, es sei nur Erdichtung, gar keine Empfindung in demselben. Darum läßt sich gerade aus den Liebesgesängen am besten sehen, wie es Fleming in dem Kampfe zwischen Verstand und Gefühl gelungen ist, sich einigermaßen von der herkömmlichen, verstandesmäßigen Dichtung frei zu machen.

Beginnen wir nun mit des Dichters Schilderung von dem Wesen der Liebe, so preist er zwar in einem Hochzeitsgedicht*) die güldne Ledigkeit als ein hohes irdisches Gut. Aber weil gerade die Liebe eine freie Dienstbarkeit sei, in welcher derjenige, „der sich ihr ergiebt, Freiheit mehr als Dienste liebt",**) so stellt er die Liebe als das Höchste auf Erden hin. An einer andern Stelle erklärt er das Freien etymologisch.***) Als Ketten der Liebe nennt****) der Dichter den Reiz und die Zucht des Weibes; nicht nur Glanz, Schönheit und Geberden entzünden in ihm der Liebe Flamme, sondern vor allen muß gerühmt werden, „daß ihre Jugend Tugend hat". Dies Alles mit dem Schatz besitzen, ist Seligkeit auf Erden. Doch die Liebe ist nicht nur ein süßer Gewinn, sondern Fleming bezeichnet sie in der Ode „von der Pein der Liebe†) auch als

*) Oden III, 4 V. 29:

„Es sei, was es auch nur sei,
Das ist froh, wenn es ist frei."

**) V. 59:

„Ihr seid, Liebe, ihr seid blos,
mitten in dem Dienen los."

***) Oden III, 19:

„Frei ist, Freien, wie es heißt.
Frei will sein ein freier Geist."

****) Oden V, 14. — †) Oden V, 11 V. 1:

„Ist dieses nun das süße Wesen,
nach dem mich so verlanget hat?
Ist dieses der gesunde Rat,
ohn' den ich kunnte nicht genesen?"

einen Verlust, durch welchen man sich selbst verliert. So auch sieht Fleming in der Liebe die Quelle von vielen unsäglichen Schmerzen.*) Und doch fleht der Dichter in demselben Gesange um Erhörung, unter dem feierlichen Versprechen unverbrüchlicher Treue.**) Wie herrlich behandelt er dasselbe Thema in dem Gedichte „Wenn du mich könntest lieben".***) Wird aber die Bitte nicht erhört, so zeigt uns Fleming weiter,****) „will sie nicht, so mag sie's lassen", denn Liebe ist der Gegenliebe werth, und der Mann, das ist sein Trost, ist dann wieder sein eigener Herr.

Aehnlich lesen wir an einem andern Orte.†) Wenn ein Mann auch über die Mißachtung seiner Liebe seufzt, so muß er sich doch in sein Verhängniß zu finden wissen, der schnöden Eiltelkeit

---

Und ist dies meines Wehmuths Frucht,
die ich so emsig aufgesucht?"

V. 25 „Ich schlaf', ich träume bei dem Wachen,
ich ruh' und habe keine Ruh',
ich tu' und weiß nicht, was ich tu',
ich weine mitten in dem Lachen,
ich denk', ich mache diß und das,
ich schweig', ich red' und weiß nicht was."

V. 47. „Ich bin nun nicht mehr selber Ich
Ach Liebe, wozu bringst du mich!"

*) Oden V, 32 V. 12:
„Von Liebe kömmt mir alles Leid
ich weiß von keiner Zeit,
die mich erfreut."

**) V. 173:
„Mein letztes Wort ist: Treue Pflicht.
Treu' ist es: der es spricht
mehr kann er nicht.

Ebenso Oden V, 25 „an die baltischen Sirenen"

***) Oden V, 16.

****) Oden V, 36 Der alle Strophen schließende Refrain:
„Cynthie sei, wer sie sei,
Ich bin froh, daß ich bin frei"

†) Oden V, 17 V. 103:
Komm, güldne Freiheit, komm, mein Leben,
und setze mir dein Hütlein auf'
(bei den Römern trugen die Freigelassenen einen Hut)
Ich habe gute Nacht gegeben
der Eitelkeiten schnödem Lauf.
Sie sei nun, wie sie will, alleine!
Auch ich bin Niemands mehr als meine."

den Abschied geben und sich an der goldnen Freiheit laben. Besonders ansprechend singt der Dichter weiter von den Schmerzen wegen der Trennung von der Geliebten. So klagt er*) über die Angst und Qual, die er über die Trennung von seiner Geliebten erleiden muß. Früher habe er keine Viertelstunde von ihrem Munde fern sein können, jetzt müsse er ewig ohne sie sein! Darauf ruft er das Wasser, die Luft und Sonne, Mond und Sterne als Zeugen seines früher genossenen Glückes an; dann nimmt er von den Tagen und Nächten, die ihm früher so süßes Labsal gewährt, wehmüthig Abschied; endlich ruft er den Plätzen, wo er so oft die Luft genossen, ein trauriges Lebewohl zu, und preist dieselben glücklich, weil sie bei der Angebeteten bleiben dürfen; „zu guter Nacht, ich scheid', ihr bleibt bei ihr!" Die Liebesschmerzen, führt eine andre Ode**) näher aus, sind eben darum um so stärker, weil sie in weiter Ferne von der Geliebten getragen werden müssen. Doch am Schlusse dieses Liedes tröstet der Liebende sich und die Braut damit, daß sie einander sich die Treue bewahren, und sie ja gleiche Schmerzen fühlen; nach dem Leiden werde die Fröhlichkeit um so größer sein.***) Ebenso beruhigt sich der Sänger in zwei andern Gesängen.****) Der Dichter geht hier noch einen Schritt weiter, wenn er die Klagen über die Abwesenheit der Geliebten für ein Unrecht erklärt, für

---

*) Oden V, 26 V. 1:

„Was säumst du dich, o Seele, zu zerspringen
für Angst, für Qual, die dich und mich umringen.
Und bist noch du, mein Herze, nicht entzwei?
Tu's doch, tu's bald und mach' uns beide frei."

**) Oden V, 40. „An Anemonen". Nachdem er von ihr gereiset war.

***) Oden V, 40 V. 30:

„So schicke, Schatz, dich in die Zeit;
Wir sehen uns mit Freuden

****) Oden V, 34 V 1:

Mag denn kein Rat und Trost mir lindern meine Pein?
Sie muß erlitten sein,
so will ich, wie sich's fügt
mit Allem sein vergnügt.

Oden V, 31 V. 1:

Es ist umsonst das Klagen,
das du um mich
und ich um dich,
wir um einander tragen."

„Mißtreue".*) In dem Sonett „von sich selber" **) giebt er die Thränen als Mittel an, die Liebesflamme zu löschen, wenn der Schirm und der Schutz vor solcher Pein entfernt sei. Wenn nun der Dichter, wie wir vorher gesehen, für den vergeblich um Erhörung Bittenden Trostgründe anzuführen weiß, die im Grunde auch für jedes Unglück in der Liebe gelten können, so sahen wir schon aus dem Leben des Dichters, daß er bei seiner Verstoßung dasselbe an sich selbst nicht erfahren. Dies beweisen uns auch seine Lieder. So vergleicht er***) den von der Geliebten Verstoßenen mit einem Kaufmanne, „der sein Gut nur einem Schiffe traut"; durch einen Stoß wird ihm dann sein ganzes Glück auf einmal hinweggenommen. Gerade so ist es Fleming ergangen, als ein andrer seine Braut heimführte. Er beklagt daher sein Unglück, denn da seine Geliebte ihn verstoßen, so habe er zugleich sich selbst mit verloren, weil er sich vorher verschenkt habe.****) Noch rührender beklagt er die Unglückseligkeit seiner Liebe in einem andern Sonett †); für seinen Schmerz reichten die Thränenströme, die er vergieße, nicht einmal hin. Jünglinge wie Leander, Pyramus u. a., die der Liebe Grausamkeit beklagten, müsse er beneiden, denn ihn fliehe sogar der Tod, der ihn von der Qual befreien könne.††) Ja sogar als der Dichter für seine Elsabe in der Schwester einen Ersatz erhalten, klagt er †††) wehmüthig sein Mißgeschick in der Liebe seinem Freunde Finckelthaus in Hamburg und beneidet ihn, daß so viele Schönen nach ihm Verlangen trügen.

Doch der Dichter hat auch eine Zeit des ungetrübten Liebesglücks verlebt, und aus dieser Periode seines Lebens stammen die herrlichen Lieder, in welchen er das Object seiner Begeisterung fast

---

*) Oden V, 10. — **) Son. IV, 92.

***) Son. IV, 57 „Zur Zeit seiner Verstoßung".

****) Son IV, 57 V. 12:

„Wär eins doch übrig noch, so wollt' ich Alles missen.
Mein theuerster Verlust, der bin selbstselbsten ich.
Nun bin ich ohne sie, nun bin ich ohne mich."

†) Son. IV, 79 V 7:

„Weh' euch, ihr Augen, weh', ihr traurigen, ihr nassen.
ihr weinet doch nicht gnung, und weint ihr noch so sehr."

††) V. 13:

„Vor mir fleugt auch mein Tod,
darmit ich dermaleins ja möge nicht genesen."

†††) Son. III, 62.

bildnerisch vollendet darzustellen wußte. Diese Art der eingehenden Schilderung, welche nicht nur die Geliebte, den Freund, oder die sonst gefeierte Persönlichkeit malerisch vorführte, sondern auch die Natur in ihren Bereich zu ziehen liebte, ist nach ihm fast bei allen lyrischen Dichtern bis auf Claudius und Voß herrschend gewesen. So verherrlicht er *) die Schönheit der Geliebten, indem er uns in den Garten führt und nun den Reizen der schönsten Blumen die Wangen, den Mund, die Haare, den Hals der Geliebten gegenüberstellt. Doch zum Schluß kommt er zu dem Resultat, daß die Schönheit seiner Geliebten alle Blumen übertreffe. Wie anmuthig beschreibt er im besonderen die lieblichen Wangen und das Licht der Augen, die wie Diamanten glänzen, wie Blitze leuchten.**) Herrlich rühmt er ***) das üppige, schwarze Haar der Geliebten, indem er es mit dem dichten Blätterschmucke eines Maulbeerbaumes vergleicht. Er nennt das Haar die Nacht, die ihn zuerst gegrüßt und angelacht habe, und knüpft daran den Wunsch, daß es nie erbleichen möge. Ebenso schön sind die vielen Gedichte mit der Schilderung der Pretiosen der Geliebten oder andrer Gegenstände, die ihr gehören. Dahin sind zu zählen das Epigramm ****) „auf ihr Armband", die Sonette †) „auf die güldne Haarnadel", „auf ihr Bildniß", „auf ihren Spiegel" und viele andre.

Kaum übertroffen endlich dürfte das sein, was Paul Fleming vom Kuß, dem Siegel der Liebe, gesungen hat. Reizend ist die Ode ††) „Wie er wollte geküsset sein". Allgemein gültige Regeln

---

*) Poet. W. V, 13 V. 11:

> „Was sag' ich? Müßt doch ihr, ihr Blumen, selbst gestehn,
> Sie sei noch tausendmal so schön als Tausendschön."

**) Oden V, 3. Ueberschriften 41 und 45.

***) Son. IV, 91. „An ihren Garten".

****) Ueberschriften 41:

> „Fahr hin, du liebes Band, fahr hin an Deinen Ort.
> Dieweil du selbst so eilst und willst mit Ernste fort.
> Fahr hin und bind mir die, die mich mit dir gebunden.
> Bindst du sie, wie sie mich, so hab' ich überwunden."

†) Son. IV, 5, 2 und 14

††) Oden V, 15 V. 21.

> „Küsse nun ein jedermann,
> wie er weiß, will, soll und kann!
> Ich nur und die Liebste wissen,
> wie wir uns recht sollen küssen!"

über das Küssen, führt er hierin aus, lassen sich nicht aufstellen, sondern die Liebenden werden am besten wissen, wie es geschehen muß. Ueber die Süßigkeit des Kusses läßt er sich noch in vielen andern Liedern aus.*) Geradezu glühend aber ist seine Schilderung von dem Wesen des Kusses in einem Hochzeitsgedicht,**) welches im Uebrigen nach der Sitte der damaligen Zeit nicht frei ist von üppigen Wortspielen und Bildern. Wir lassen hiervon die betreffenden zwei Strophen folgen:

„Wenn sich ein Paar Liebe küssen,
und mit halbgemachten Bissen
Mund mit Munde lieblich ringt,
daß die küssenden Korallen
etwas lassen wiederschallen,
das den Sternen gleiche klingt:
da verlaufen sich die Seelen
in die unerforschten Hölen
und verwirren sich in sich.
In den zimmetsüßen Kehlen,
da geschiehet das Vermählen,
das uns wundert ewiglich.

*) Ueberschr. 36 u. a. — **) Oden III, 2.